

Coming Clean Together. Emanzipationsprozesse von Eltern intergeschlechtlicher Kinder

Eltern intergeschlechtlicher Kinder stehen zwischen dem medizinischen System, dem gesellschaftlichen Alltag der Zweigeschlechtlichkeit und ihrem intergeschlechtlichen Kind. Sie treffen Entscheidungen über das Erziehungsgeschlecht, den Grad der Offenheit oder Geheimhaltung in Bezug auf Inter* – innerhalb wie außerhalb der Familie – und bis vor kurzem auch über medizinische Eingriffe wie Operationen oder Hormonvergaben. Zudem prägt die Familie als Lebenswelt, und somit als Institution der Sozialisation und Erziehung, das Selbstverständnis des intergeschlechtlichen Kindes (vgl. Krämer 2021a: 31f.). In der Auseinandersetzung mit der Intergeschlechtlichkeit des eigenen Kindes sind insbesondere zwei Systeme wirkmächtig und von besonderer Relevanz. Zum einen ist es die Medizin, die eine besondere Vormachtstellung in unserer Gesellschaft hat und damit u.a. definiert, was und wer krank und gesund ist und wie die Behandlung bei Krankheiten und Störungen aussieht (Freidson 1979; bzgl. Inter* vgl. Krämer 2021b). Zum anderen ist es das Zweigeslechtersystem. Die Vorstellung, dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt und diese an den Genitalien erkennbar sind, ist *common sense* (Kessler/McKenna 1978) und strukturiert und stabilisiert unsere Gesellschaft (Hagemann-White 1988). Und dennoch sind Eltern intergeschlechtlicher Kinder damit konfrontiert, dass dieses gesellschaftliche Wissen vielleicht nicht (immer) wahr ist (Krämer 2021c).

Der Frage, inwiefern Eltern durch die Intergeschlechtlichkeit des eigenen Kindes Aushandlungs- und Emanzipationsprozesse durchlaufen, soll im Folgenden nachgegangen werden. Die Datengrundlage bilden fünf narrativ angelegte Interviews mit Eltern(teilen) von intergeschlechtlichen Kindern, die in den Jahren 2015/2016 geführt wurden. Die Interviews wurden mit der Grounded Theory Methodology nach Strauss und Corbin (1996) ausgewertet. Die daraus entfaltete Grounded Theory versteht die Erfahrungen von Eltern als Wirklichkeitskrise, die aus dem fehlenden Wissensvorrat zu Intergeschlechtlichkeit erwächst und sich in einer eingeschränkten Handlungsfähigkeit zeigt. Denn durch den Bruch mit den Routinen des Alltags und dem ‚fraglos Gege-

benen‘ (Schütz/Luckmann 2003: 30) wird die natürliche Einstellung – in diesem Falle die Zweigeschlechtlichkeit – in Frage gestellt. Nur durch die Auseinandersetzung mit Geschlecht – insbesondere in dessen Vielfältigkeit – kann Intergeschlechtlichkeit Anerkennung erfahren und zur neuen Normalität werden (vgl. Krämer 2021a). Inwiefern dies auch als Emanzipationsprozess der Eltern verstanden werden kann, soll im Folgenden diskutiert werden. Dabei verstehe ich Emanzipation in Anlehnung an Markus Rieger-Ladich als „eine soziale Praxis [...], die zwar durchaus individuelle Momente der Überschreitung kennt, die aber eben auch mit der Inkorporierung von Herrschaftsverhältnissen rechnet“ (Rieger-Ladich 2017: 358). Emanzipation ist also ein Prozess, sich dieser Herrschaftsverhältnisse bewusst zu werden, sich daraus zu lösen und Alternativen zu entwickeln. Klar ist aber, dass es DIE Emanzipation nicht gibt, sondern dass sich Emanzipationsprozesse in sozialen Handlungen zeigen und diese partiell, fragmentarisch oder auch vorübergehend sein können. Sie zeigen sich in einem „komplizierten Mischungsverhältnis“ (Rieger-Ladich 2017: 356), welches nicht in den Dichotomien Autonomie – Heteronomie oder auch Zweigeschlechtlichkeit – polares Geschlechterverhältnis aufgeht.

1 Eltern intergeschlechtlicher Kinder – eine Bestandsaufnahme

Eine Inter*-Diagnose kann bei Eltern dazu führen, dass sie sich als schockiert (Krämer 2021a) oder auch verwirrt erleben (Le Maréchal 2001). Sie haben in der Regel wenig oder kein Vorwissen zu Intergeschlechtlichkeit und durch die Diagnosestellung wird die ‚natürliche Wahrheit‘, dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt, in Frage gestellt (Gough et al. 2008; Krämer 2021a). Freda et al. bezeichnen dies als eine Sinnkrise (crisis of meaning), da durch die Diagnose eine der wichtigsten sozialen Kategorien (Geschlecht) nicht mehr anwendbar ist (Freda et al. 2014). Meine Perspektive lässt sich eher mit dem Begriff der Wirklichkeitskrise beschreiben, da nicht nur der Sinn der Zuschreibung von Geschlecht krisenhaft wird, sondern der Alltag – als komplexe soziale Praxis – in seinen verschiedenen Facetten als krisenhaft erlebt wird. Die Eltern zeigen Angst vor sozialer Ausgrenzung (Sanders et al. 2007; Krämer 2021a) und finden unterschiedliche Wege des Umgangs mit der Intergeschlechtlichkeit ihres Kindes (Meoded Danon/Krämer 2017). Eine frühkindliche Inter* Diagnose kann zudem ggf. Fragen nach invasiven Eingriffen aufwerfen. So kann es sein, dass mit der Intergeschlechtlichkeit gesundheitsrelevante körperliche Zustände einhergehen. Seit Mitte der 1950er Jahre gehört auch die körperliche Zuweisung zum weiblichen oder männlichen Geschlecht zu den medizinischen ‚Behandlungsverfahren‘ gegen Intergeschlechtlichkeit. Bis in das Jahr 2021 hinein waren (in Deutschland) Eltern die Personen, die

alleinig über diese frühkindlichen Operationen an intergeschlechtlichen Kindern entschieden haben. Mittlerweile gibt es eine gesetzliche Regelung, dass nicht medizinisch indizierte Operationen, etwa am Genital, nicht ohne Einwilligung der betroffenen Person durchgeführt werden dürfen (vgl. Bundesgesetzblatt 2021).

Der aktuelle Diskurs um Elternschaft zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass „Eltern [...] sowohl als Expert_innen wie auch als Lieferant_innen ‚guter Kindheit‘ mobilisiert [werden], die auch noch für die Gelingensbedingungen guten Aufwachsens Sorge zu tragen haben“ (Jergus et al. 2018: 6). Denn bei modernen Eltern-Kind-Beziehungen stehen die Überwachung der kindlichen Entwicklung, die Begabungsförderung und damit die Möglichkeit der individuellen Entfaltung des Kindes im Mittelpunkt (Rosenbaum 2018: 49). Das Recht und die Pflicht der Eltern, die Kinder zu selbstbestimmten, eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten zu erziehen, ist sogar rechtlich verankert (SGB VIII §1). Eine Studie von Hertha Richter-Appelt, Lisa Brinkmann und Karsten Schützmann (2006) konstatiert, dass befragte intergeschlechtliche Erwachsene im Vergleich zur Kontrollgruppe ihre Eltern als weniger fürsorglich und emotional zugewandt empfunden haben bzw. erinnern. Insbesondere – so zeigen Limor Meoded Danon und Niza Yanay – ist die Geheimhaltung (secrecy) eine Belastung für den Alltag in Familien mit intergeschlechtlichen Kindern (Meoded Danon/Yanay 2016).

2 Erste Irritationen

Um den (fragmentarischen) Emanzipationsprozessen von Eltern intergeschlechtlicher Kinder nachzugehen (ich konzentriere mich dabei auf die geschlechterrelevanten Prozesse), komme ich nicht umhin, auch die Aushandlungen in Bezug auf medizinische Setzungen zu thematisieren, da nicht nur die Diagnose in einem medizinischen Rahmen stattfindet, sondern auch eine erste Irritation in Bezug auf das Geschlecht des Kindes.

Das Thema Inter* rückt bei den Eltern in der Regel¹ erstmals im Diagnosegespräch mit Mediziner*innen als thematisch relevant (vgl. Schütz/Luckmann 2003: 258ff.) in ihr Bewusstsein.² Das Framing der Ärzt*innen ist dabei

- 1 Die Ausnahme bildet hier die Familie, in der die Schwester der Mutter selbst intergeschlechtlich ist.
- 2 Unter der „aufgelegten“ thematischen Relevanz“ (Schütz/Luckmann 2003: 258ff.) verstehen Schütz und Luckmann den aufgezwungenen Themenwechsel, welcher „infolge eines Bruchs in den automatischen Erwartungen“ (ebd.: 261) zustande kommt. Inter* wird also erst im Rahmen der eigenen Erwartungen vom eigenen Kind relevant für die Eltern und das, obwohl einige von ihnen bereits in anderen Zusammenhängen mit dem Thema konfrontiert waren (etwa in einer Vorlesung der Endokrinologie oder in einer Dokumentation).

fast ausschließlich medizinisch. Es wird vor allem über den Körper und mögliche Folgen der Intergeschlechtlichkeit gesprochen, ebenso wie die Eltern über (zukünftige) Operationen bzw. Operationsmöglichkeiten informiert werden. Die Wortwahl ist dabei an den einzelnen Diagnosen angelehnt oder an einem simplen Verständnis von Geschlecht. Dies zeigt sich in Formulierungen wie der, dass einer Mutter gesagt wurde, ihr Kind sei „eigentlich ein Junge“ (Decker: 189), als bei einer Leistenbruchoperation Hoden im Bauchraum gefunden wurden.

In der Regel haben Eltern vor und auch noch nach der Diagnosestellung keine Vorstellung davon, dass es Intergeschlechtlichkeit gibt, was sie bedeutet und welche Auswirkungen sie auf ihr Leben und das Leben ihres Kindes haben wird.³ Sobald die Eltern wissen, dass bei ihrem Kind keine direkte Gesundheitsgefährdung vorliegt, sind vor allem alltagsweltliche Fragen für sie relevant. Diese beziehen sich auf Fragen der Erziehung, etwa welches Spielzeug das passende sei, oder auch auf den richtigen Umgang mit der Intergeschlechtlichkeit ihres Kindes, beispielsweise der Offenheit gegenüber Dritten. Auch der *Fahrplan des Lebens*, also die gewohnheitsmäßig erwartbaren Ereignisse des Lebens (Matthes/Schütze 1975: 23), wird mindestens in Frage gestellt und problematisch. Denn Intergeschlechtlichkeit und das Leben intergeschlechtlicher Menschen sind in ihren Ausprägungen und Bedeutungen für die Eltern nicht zugänglich. Dadurch entstehen Unsicherheiten, auf die die Medizin – also das System, in dem die Eltern zum ersten Mal mit der Intergeschlechtlichkeit konfrontiert werden – zunächst keine Antworten hat. Diese Irritation, dass das Geschlecht ihres Kindes nicht mit ihrem Wissenssystem erfasst werden kann, führt bei den Eltern dazu, dass sie eine Strategie des Umgangs mit dieser Irritation, bzw. mit diesem mehr oder weniger ausgeprägten Schock (so beschreiben es die Eltern selbst), finden müssen.

In den meisten von mir geführten Interviews führt die Realisierung, dass weder die Medizin noch ihr Alltagswissen ihnen Handlungsstrategien für den Umgang mit der Intergeschlechtlichkeit ihres Kindes geben können, dazu, dass sich die Eltern mit dem Thema Inter* auseinandersetzen. Mit dieser Wendung gegen ihr bisheriges Wissen – und in Teilen wird sich hier auch schon den Ansichten oder Empfehlungen der Medizin widersetzt – beginnt auch eine Abwehr von gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen – dies kann als erster Emanzipationsmoment verstanden werden. Im Vordergrund steht aber die Aneignung neuen Wissens. Dabei ist der erste Schritt der Eltern die Recherche im Internet, wo sie etwa Berichte von intergeschlechtlichen Menschen lesen oder Kontakt zur Selbsthilfe aufnehmen. Das Zitat von einer Mutter macht dieses Erleben deutlich:

3 Die Inter* Diagnose des Kindes fand bei den interviewten Eltern innerhalb des ersten Lebensjahres statt. Ob sich der Prozess bei Eltern, deren Kinder die Intergeschlechtlichkeit erst in der Pubertät oder später entdecken, anders vollzieht, kann hier nicht gesagt werden.

„ehm war das n riesen Schock aber (.) naja wir haben uns ein bisschen eingelesen, //mhm// in die Thematik überwiegend @im Internet ne,@ weil die eh Ärzte die uns begegnet sind damals in der (.) eh in der Geburtsklinik waren jetzt auch nicht so wissend. (.) und die haben sich auch sehr davor gescheut mit uns darüber zu sprechen weil ich glaube sie selber noch keine Haltung zu diesem Thema hatten“ (Ewers: 78–82)

Hier zeigt sich, wie das fehlende Alltagswissen und die fehlende Handlungsanleitung der Medizin dazu führen, dass die Eltern sich ‚in die Thematik einlesen‘. Teil dieses Einlesens ist auch, auf Erfahrungswissen von intergeschlechtlichen Menschen und deren Eltern zu stoßen.

Wichtig ist allerdings zu betonen, dass dieser erste Emanzipationsschritt nicht zwangsläufig direkt nach der Diagnosestellung stattfindet. Das Entscheidende ist vielmehr die Realisierung der eigenen elterlichen Verantwortung und das Scheitern der vorgegebenen Handlungsstrategien, etwa der Tabuisierung der Intergeschlechtlichkeit.⁴

3 Neue Perspektiven – das Leben von intergeschlechtlichen Menschen

Nachdem Eltern erlebt haben, dass die zur Verfügung stehenden Informationen über Intergeschlechtlichkeit – hauptsächlich aus dem medizinischen Kontext – ihnen nicht bei den alltagsweltlichen Fragen helfen, suchen sie sich andere Informationsquellen. Dabei ist die Internetsuche eine wichtige Ressource. Denn hier finden sie Erzählungen von intergeschlechtlichen Menschen, die von ihren Erfahrungen, etwa im medizinischen System, berichten. Das Erfahrungswissen anderer, sowohl intergeschlechtlicher Menschen als auch anderer Eltern, ist dabei entscheidend, um eigene Handlungsstrategien zu entwerfen – dabei können Wertevorstellungen, Erziehungsmethoden oder -stile übernommen oder auch verworfen werden. Frau Arendts bringt es auf den Punkt, wenn sie sagt: „also jede Erfahrung von Betroffenen ist gut für mich, um zu lernen wie ich mit meinem Kind umgehen soll. damit es möglichst glücklich wird. ja.“ (Arendts: 867–868). Die traumatischen Erfahrungen werden hier als Gegenfolie genutzt, um die Kinder möglichst vor einer Beschädigung von außen zu schützen. Dazu zählt etwa auch, sich gegen verbale und physische Grenzüberschreitungen seitens der Medizin zur Wehr zu setzen oder sich auch gegen die Annahme einer absoluten Deutungsmacht aufzulehnen.

4 So hat etwa eine Familie im Sample den Rat des Arztes befolgt, mit niemandem über die Intergeschlechtlichkeit des Kindes zu sprechen, bis sie erlebt haben, dass dies eine große Belastung für den Familienalltag ist (vgl. Krämer, 2021a).

Ein wichtiger Teil dieser Auseinandersetzung mit Intergeschlechtlichkeit, den Erfahrungen anderer und den Konsequenzen – sozial wie körperlich – geschieht im Austausch mit Dritten. Dieser führt zu einer Enttabuisierung, die durch Vergemeinschaftung hergestellt wird. So erzählt Frau Ewers:

„als=ich dann das erste Mal beim Kombi-Treffen⁵ war eh hat mir das nochmal ein Stück Normalität gegeben zu //mhm// diesem Thema ja, **erstens Mal**, du bist nich allein, wir waren nich allein, da waren ganz viele Menschen die das hatten, und eh bereit waren, d-darüber zu sprechen halt //mhm// in diesem geschützten Rahmen.“ (Ewers: 295–299)

Neben den Erfahrungen in Bezug auf den Umgang mit Inter*, also etwa der Vermittlung gegenüber dem eigenen Kind, der Kommunikation mit Dritten (KiTa, Schule, Freundes- und Bekanntenkreis, Fremden) und Fragen der Erziehung, wird sich auch über die körperlichen Aspekte von Intergeschlechtlichkeit ausgetauscht. Hierbei wird etwa über ein ggf. erhöhtes Krebsrisiko gesprochen oder es werden wissenschaftliche Erkenntnisse diskutiert und weitergegeben.

Entscheidend ist hier die Selbstermächtigung, die auf Grundlage von Informationen entwickelt werden kann. Ein erstes Gefühl von Handlungsmacht kann entstehen. Basis dafür ist das Erfahrungswissen und der Austausch mit anderen, der – und das ist entscheidend – ohne größere Hierarchien vermittelt wird und in einer Sprache, die von den Eltern verstanden wird. Das Ernstnehmen, die Vermittlung und die Anerkennung, die innerhalb der Community erlebt wird, sind für diesen Prozess wesentlich. Das Leid, das intergeschlechtlichen Menschen von Ärzt*innen angetan wurde, und was Eltern durch den Kontakt zu einer Community erfahren, lässt sie – verstärkt durch ihre eigenen Erfahrungen – am medizinischen System und dessen Anspruch auf eine Deutungshoheit zweifeln. Gleichzeitig sind sie sich des Wandels innerhalb der Medizin bewusst und es zeigen sich innerhalb der Erzählungen der Eltern auch weiterhin ungebrochene Vertrauensmomente. Doch auch die Auseinandersetzung darüber, was Geschlecht ausmacht und wie es sich zeigt, wird von den Eltern thematisiert. Das eigene Gewordensein wird etwa Gegenstand von Reflexionsprozessen oder auch das Nachdenken über politische Momente von Geschlecht, etwa wenn es um genderneutrale Toiletten geht.

4 Neue Perspektiven – Geschlecht und Elternschaft

Nachdem die Eltern eine Vorstellung davon entwickelt haben, was es bedeutet, intergeschlechtlich zu sein, und sie sich nun in etwa vorstellen können, wie ihr Leben und das Leben ihres Kindes aussehen können, findet eine Anerkennung

5 Bei den Kombi-Treffen sind sowohl Familien mit intergeschlechtlichen Kindern anwesend als auch erwachsene intergeschlechtliche Menschen.

der eigenen Funktion als Eltern statt. Die Rolle als Eltern eines intergeschlechtlichen Kindes mit den Erwartungen, Verhaltensweisen und Werten wird immer deutlicher. Die damit einhergehende Verantwortung wird zur Identifikation. Dazu gehört auch, dass sich die Eltern selbstreflexiv mit dieser Rolle auseinandersetzen. Diesem inneren Vorgang gehen verschiedene persönliche Auseinandersetzungsprozesse voraus. Diese beziehen sich zum einen auf Geschlecht im Allgemeinen und zum anderen auf allgemeine Werte und Normen – und damit zusammenhängend auch Erziehungsfragen.

Wie wichtig diese Auseinandersetzung und Anerkennung der eigenen Rolle ist, verdeutlicht Frau Ewers in ihrer Erzählung über die Erfahrungen damit, anderen Menschen von der Intergeschlechtlichkeit des Kindes zu erzählen:

„aber ich glaube (.) es hängt natürlich auch vi:el davon ab wie man das selber empfindet, wie man das selber vermittelt (.) u:nd ehm (2) ja das hat viel damit zu tun dass w- bei uns das nich im Vordergrund steht //mhm// ehm dass wir jetzt damit (.) unsren Frieden geschlossen haben und joa //ja// (2) genau (3).“ (Ewers: 541–544)

Ein gelungenes Coming Out steht damit für sie im Zusammenhang mit einer gelungenen Identifikation. Die Vermittlung hänge daher eng mit dem eigenen Empfinden und der eigenen Sicherheit zusammen.

Die Familienmitglieder sind in der Regel die ersten Personen, denen von der Intergeschlechtlichkeit erzählt wird. Dies geschieht meist vor der eigenen intensiven Auseinandersetzung und dient vor allem der vorsorglichen Informationsweitergabe, z.B. damit „die einfach Bescheid wissen falls uns irgendwas passiert oder was=weiß=ich (.)“ (Ewers: 204–206). Erst nach der eigenen Auseinandersetzung finden dann Gespräche im Freundes- und Bekanntenkreis statt. Im (offenen) Umgang mit der Intergeschlechtlichkeit des eigenen Kindes machen Eltern verschiedene Erfahrungen: Sie erleben Abwehr, Interesse oder auch Mitleid. Nach negativen Erfahrungen werden diese reflektiert und zum Teil wird der Grund für die Reaktion des Gegenübers in der eigenen Vermittlung gesucht – auch wenn dessen Reaktion nicht gänzlich mit der Erzählweise in Zusammenhang gebracht wird.

„und dann hab ich das ein paar anderen Freunden erzählt, und die haben dann so mitleidig reagiert, und ehm, //so. den Kopf schief gelegt// ((lacht)) ja:: und so. also sehr schockiert reagiert, und se::hr (2) so nach dem Motto. was macht ihr denn jetzt. (1) aber. und dass das. jetzt weiß ich, dass das eben. also ich hab das ein bisschen analysiert, ja. waru- wei- weil ich das sehr unangenehm fand natürlich, und ehm, dachte es liegt vielleicht daran wie ich das erzählt habe, (.) ist es vielleicht auch. es liegt bestimmt auch daran wie ich es erzählt habe,“ (Arendts: 709–715)

Der Verantwortung, die dadurch entsteht, begegnen Eltern dann etwa damit, dass sie sich ‚ausprobieren‘. Frau Arendts ist dazu übergegangen, erst dem erweiterten Bekanntenkreis von der Intergeschlechtlichkeit ihres Kindes zu erzählen und zu ‚üben‘, so zu erzählen, „dass sie merken (.) es ist gar nicht schlimm ((lacht))“ (Arendts: 717–718). Eine andere Strategie ist das genaue Abwägen, wem von der Intergeschlechtlichkeit erzählt wird. Außerhalb der

Familie geschieht dies insbesondere aus zwei Gründen. Zum einen hängt die Entscheidung mit den bisherigen Erfahrungen zusammen. So entscheiden sich Eltern etwa dazu, eben erst mit Bekannten über Inter* zu sprechen, falls sie im Freundeskreis negative Erfahrungen gemacht haben und, wie in einem Fall, dadurch eine Freundin verloren haben. Zum anderen hängt die Entscheidung mit Überlegungen zusammen, die den möglichen Wunsch des Kindes berücksichtigen. So sind sich etwa Vater und Mutter Arendts uneins darüber, wem sie von der Intergeschlechtlichkeit erzählen. Während Frau Arendts das Bedürfnis hat, vielen Menschen davon zu erzählen, möchte Herr Arendts, dass das Wissen im Familienkreis bleibt. Der Vater möchte ihrem Kind eine Begutachtung durch andere ersparen und so dafür sorgen, dass es weder Vorzüge noch Nachteile erhält, bis es selbst entscheiden kann, wie offen sich der Umgang mit der Intergeschlechtlichkeit gestalten soll. Frau Arendts Intention ist es, durch das Erzählen Inter* zu normalisieren und ihr direktes soziales Nahfeld für alle Entwicklungen vorzubereiten, die das Kind betreffen, etwa wie es sich identifiziert oder wie der Körper sich entwickelt. Zudem, so sagt Frau Arendts, wäre sie auch einfach stolz auf ihr Kind und wolle daher auch allen davon erzählen.

Diese unterschiedlichen Haltungen der Eltern verweisen auf einen wesentlichen Punkt der Emanzipation, nämlich auf das dialektische Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Beiden Elternteilen sind die gesellschaftlichen Verhältnisse bewusst, die derzeit zweigeschlechtlich organisiert und strukturiert sind. Sie wissen, dass ihre – angepasste bzw. veränderte – subjektive Wirklichkeit nicht der objektiven Wirklichkeit der Gesellschaft entspricht,⁶ auch weil sie selbst erst kürzlich diesen Emanzipationsprozess durchlaufen haben. Während nun Frau Arendts hofft, dass sich die eigenen Emanzipationsmomente auch bei ihrem Gegenüber anregen lassen und so auch eine gesellschaftliche Veränderung stattfindet – die subjektive Wirklichkeit also die objektive beeinflusst –, bleibt Herr Arendts hingegen auf der Individualebene und fokussiert sich auf die möglichen Konsequenzen der institutionalisierten Zweigeschlechtlichkeit auf ihr Kind. Frau Arendts' Verweigerung der Tabuisierung kann hierbei als emanzipatorische soziale Praxis verstanden werden, da sie sich so gegen die gesellschaftlichen Erwartungen und den damit einhergehenden Druck stellt.

6 Objektive und subjektive Wirklichkeit werden hier im Sinne Berger/Luckmanns verwendet. Die objektive Wirklichkeit zeichnet sich durch die Institutionalisierung aus – in diesem Fall der institutionalisierten und immer wieder legitimierten Zweigeschlechtlichkeit. Die subjektive Wirklichkeit umfasst sowohl die internalisierte objektive Wirklichkeit als auch deren subjektive Verhandlung (vgl. Berger/Luckmann, 2013).

5 Subjektive Wirklichkeit im Wandel

Diese veränderte subjektive Wirklichkeit, nämlich dass Intergeschlechtlichkeit existiert und es eine mögliche Variante einer Geschlechtsausprägung ist, geht mit einer Normalisierung und damit mit der Abwendung der Tabuisierung von Inter* einher.

Durch das Sprechen über Intergeschlechtlichkeit, den Austausch in der Community und die eigene Auseinandersetzung mit Vorstellungen von Geschlecht und dem eigenen Gewordensein wird Inter* Teil des Alltags. Die Eltern haben nun das Vokabular, um über das Thema zu sprechen, und sie haben eine Vorstellung davon, wie das Leben ihres Kindes aussehen kann, was auf sie als Eltern zukommt und sie wissen – mehr oder weniger –, wie sie mit dem Thema umgehen wollen. Ursprüngliche Unsicherheiten gehen zurück, die zuvor eventuell gespürte Scham wird überwunden; So entsteht ein neues Selbstbewusstsein. Frau Arendts bringt ihren neuen *State of Mind* auf den Punkt, wenn sie sagt: „also ich finde=es einfach eine erstaunliche Feststellung. also es ist für mich eine erstaunliche überraschende Feststellung. ja. dass ich mich am Anfang so geschämt habe, //mhm// und dass es jetzt weg ist. ja.“ (Arendts: 1333–1335). Dieses Zitat macht den Wandel und die Emanzipation deutlich: Nicht nur hat Frau Arendts diese Scham empfunden und diesen Zustand überwunden, sie scheint ihr in der Rückschau sogar erstaunlich und überraschend. Ihr anfänglicher Blick scheint ihr mit dem Abstand fast schon unbegreiflich zu sein, so sehr hat sich ihre Haltung verändert. Auch Frau Ewers beschreibt ihren Wandel: von der Unsicherheit und anfänglich schambehafteten Tabuisierung hin zu einem werteorientierten Pragmatismus:

„es gibt kein (.) kein perfekten Menschen es gibt kein perfektes Kind und das ist halt eben auch eine Variation was eh Gott @sich so überlegt hat@ oder wie man das auch wie auch immer deuten will dass es immer gab was die Natur wollte und (.) also das=is jetzt nichts Abnormales //mhm// ja (.) das ist dann halt so und damit kommt man aber gut zurecht meistens //ja// ja wenn die Gesellschaft einen nicht dafür @fertig macht@ so quasi //ja// (.) ja und ehm (3) (Ewers: 173–177)

Die Beschäftigung mit dem Thema, so erzählt sie, hätte zu dieser Erkenntnis geführt. Dabei sieht sie die Probleme nicht beim Körper des Kindes, sondern in der „Sprachlosigkeit der Ärzte“ (Ewers: 179) und, wie im Zitat zu sehen, im gesellschaftlichen Umgang mit Inter*.

Hier zeigt sich, dass das eigene Erleben in einen Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse gestellt wird, die einerseits das medizinische System und seine Logiken betreffen und andererseits soziale Ausgrenzungsmechanismen.

Durch diese Veränderung in der subjektiven Wirklichkeit entwickeln manche Eltern auch den Wunsch, politisch aktiv zu werden, und gründen etwa eigene Selbsthilfegruppen vor Ort, bilden sich als Peer-Berater*innen fort und

wollen das Thema auch – etwa durch die Aufklärung der Gesellschaft – bekannt machen und damit entstigmatisieren. Diese Entstigmatisierung entspringt dem Wunsch, den eigenen Kindern eine reibungsfreiere Zukunft zu ermöglichen. Durch dieses Bestreben wird deutlich, dass die Emanzipation der Eltern – sowohl von dem medizinischen System als auch von gesellschaftlichen Vorstellungen zu Zweigeschlechtlichkeit – sich auch immer auf das Kind und seine Zukunft bezieht.

Das Kind als dritte Instanz spielt im Prozess der Emanzipation eine entscheidende Rolle. Zu Beginn des Prozesses dient allein die Existenz des intergeschlechtlichen Kindes und der eigene Wunsch, diesem Kind eine gute Zukunft zu ermöglichen, als Motivation, sich mit Inter* als gesellschaftlichem Phänomen auseinanderzusetzen und über die eigene Rolle nachzudenken. Dabei werden Annahmen über den Wunsch des Kindes gemacht, etwa dass es selbstbestimmt sein will – auch was den eigenen Körper betrifft –, dass es so wenig Ausgrenzung wie möglich erfahren will oder auch, dass es keine Geheimnisse in der Familie gibt, sondern Gedanken, Gefühle und Fragen offen thematisiert werden können. Diese angenommenen Wünsche werden dann zum Leitmotiv für den Umgang mit Inter* und für die Erziehung des Kindes.

Dieser Prozess ist also auf der einen Seite dadurch geprägt, dass Eltern eine Vorstellung von einem guten Leben ihres Kindes haben, und auf der anderen Seite davon, dass Kinder diesen Prozess entscheidend mitprägen. Denn Kinder konstruieren ihre Welt aktiv (Röhner 2003: 55). Sie gestalten das, was sie umgibt, und haben eigene Vorstellungen davon, wie ihr Leben sein soll; das ist auch den Eltern bewusst. Das nötige Rüstzeug wollen Eltern ihren Kindern vor allem dadurch mitgeben, dass sie selbstbewusste Menschen werden. So erklärt Frau Cramer etwa, was sie ihren intergeschlechtlichen Kindern mit auf den Weg geben will: „de- des is auch mein Anliegen. den so nach und nach. ohne sie jetzt (.) zu ängstigen oder die zu verunsichern. denen (.) einfach zu vermitteln. (.) du bist so wie du bist und so bist du richtig. und so ist alles gut. und fertig. //ja// (Cramer: 2153–2155). Auch Frau Ewers betont, wo ihr Fokus – auch in der Erziehung – liegt.

„für uns ist es erstmal wichtig dass sie mit sich selber klar kommt ega:l wie sie sich entwickelt ob als Frau oder als Mann oder dass sie sich eben eh zwischengeschlechtlich empfindet (.) eh das is uns total egal sie soll einfach eh eine starke Person werden (.) und alles andere ist uns nicht wichtig ja (.) (Ewers: 246–249).

Das Selbst-Bewusstsein und die dazugehörige Anerkennung des eigenen Körpers ist für die Eltern zentral. Denn so könne sich den Widrigkeiten des Lebens gestellt werden; ob es darum geht, Ausgrenzung und Mobbing zu erfahren, oder darum, langfristige Entscheidungen, etwa über medizinische Maßnahmen, zu treffen. Mit dieser Strategie der Festigung des Selbst begegnen die Eltern auch den eigenen Unsicherheiten und Unklarheiten in Bezug auf die Zukunft des Kindes und ebnen so auch den Weg zu einer Einbindung des Kin-

des in Entscheidungen. In der konkreten Ausgestaltung dieser Strategie müssen auch mögliche unterschiedliche Positionen innerhalb der Paarbeziehung ausgehandelt werden, wie sich an dem Beispiel von Familie Arendts zeigt. Wie bereits beschrieben, sind sich die Eltern uneins darüber, wie die Kommunikation mit dem sozialen Nahfeld gestaltet werden soll. Während die Mutter für eine offene Kommunikation plädiert, da Intergeschlechtlichkeit nicht tabuisiert werden müsse, will der Vater das Recht des Kindes wahren, zu bestimmen, wer über die Intergeschlechtlichkeit Bescheid weiß.

6 Emanzipation eine Erfolgsgeschichte?

Die hier dargestellten Emanzipationsprozesse lesen sich wie eine Erfolgsgeschichte. Dabei verlaufen diese Prozesse keineswegs reibungslos. Die Auseinandersetzung mit dem individuellen und gesellschaftlichen Nichtwissen und der damit einhergehenden Ausblendung von Intergeschlechtlichkeit betrifft die Eltern nun ganz konkret und wird für sie individuell relevant. Die Angst der Eltern, ihr Kind könne sozial ausgegrenzt werden, ist stark. Das Wissen, darauf nur bedingt Einfluss zu haben, ist belastend.

Zudem fordern Emanzipationsprozesse auch eine kritische Reflexionsbereitschaft und persönliche Auseinandersetzung des Individuums. Besonders erschwert wird dieser Prozess insbesondere durch ein konservatives Weltbild, das dadurch geprägt ist, dass Normalität einen hohen Stellenwert besitzt und Autoritäten – in diesem Fall der Medizin – bedingungslos vertraut wird. Dies zeigt sich etwa bei Frau Decker. Deutlich wird dies beispielsweise, als sie erzählt, wie sehr sie andere Eltern bewundert, die den Mut aufbringen, sich gegen die Medizin aufzulehnen, und dabei ihren eigenen Weg reflektiert:

„das find ich stark. auch diesen Mut zu entwickeln. dem Arzt mal was zu sagen. //mhm// früher waren das mal Götter in Weiß. egal was die gesagt haben. auch wenn die was gesagt haben was ich nicht verstanden habe. ich hab nie nachgefragt. //mhm// heute ist das anders.“ (Decker: 721–724)

Auch der Beginn des Emanzipationsprozesses war für Frau Decker schmerzhaft. Erst durch das Anwachsen der Angst, die Intergeschlechtlichkeit des Kindes könne ‚entdeckt‘ werden, und der Scham und Schuld, ein – in ihren Augen – ‚nicht normales‘ Kind geboren zu haben, begann für Frau Decker die Auseinandersetzung mit der Intergeschlechtlichkeit. Sie beschreibt diese Angst als „dieser Brocken. der wurde immer größer. de- den man vor sich herschiebt. das ist mittlerweile ein riesen Berg. der einen fast erdrückt, also.“ (Decker: 411–412). Während in den ersten Jahren eine Verdrängung stattfindet, beginnt Frau Decker dann Antworten auf die Fragen zu suchen, die sie sich bereits nach

der Diagnosestellung gestellt hat. Insbesondere der Austausch mit anderen Eltern zeigt Frau Decker dann, dass auch andere Denk- und Umgangsweisen möglich sind.

Doch auch für Eltern, die sich nicht als konservativ bezeichnen, ist das Lösen von vermeintlich sicheren Vorstellungen von Geschlecht und der Objektivität von Medizin ein „großer Kraftaufwand“ (Ewers: 181), wie es Frau Ewers beschreibt. Die Sprachlosigkeit der Ärzt*innen und die Aussage, dass sie ein „krankes Kind“ (Ewers: 179) habe, hätte zu diesem anfänglichen Schockgefühl geführt und eine andere Haltung als die vorgegebene einzunehmen, sei nicht einfach gewesen.

7 Fazit

Die Emanzipation von Eltern intergeschlechtlicher Kinder ist ein Prozess, der eng mit den eigenen Vorstellungen von Erziehung verwoben ist. Diese sind eingebettet in gesellschaftliche Strukturen und Diskurse, die gleichzeitig auch durch die Vorstellung eines binären Geschlechterverhältnisses geprägt sind. Orientieren sich Eltern von intergeschlechtlichen Kindern an einer modernen Erziehung, wie sie von Rosenbaum charakterisiert wird (Rosenbaum 2018), dann ist der Emanzipationsprozess in Bezug auf Inter* ein wichtiger Bestandteil, der dabei hilft, dem Ziel näher zu kommen, den Kindern ein ‚gutes Leben‘ zu ermöglichen. Dieses Ziel wird von den Eltern ganz spezifisch gefüllt. Im Gegensatz zu der Beschreibung der Wünsche von Eltern in den 1990ern, wo der Wunsch nach ‚Normalität‘, und damit die Aufrechterhaltung der zweigeschlechtlichen Ordnung, handlungsleitend für Eltern war (Kessler 2002), zeigt sich in den aktuellen Interviews eine Orientierung an Werten wie Selbstbestimmung und Selbstwirksamkeit. Bei den interviewten Eltern führt dies zu einer Auseinandersetzung mit Inter* und damit auch zu einer Reflexion bezüglich der Vorstellung einer ‚natürlichen‘ Zweigeschlechtlichkeit. Wichtig ist dabei, dass auch ganz andere Bewältigungsstrategien des ersten Schocks denkbar sind. Auch ein medikalisierte Umgang ist denkbar, wenn etwa Eltern die Intergeschlechtlichkeit stärker in einem medizinischen Setting verorten und nicht in einem sozial-gesellschaftlichen. So werden die intergeschlechtlichen Kinder zu Mädchen oder Jungen mit diesem oder jenem ‚Syndrom‘.

Die Auseinandersetzung und das Zurwehrsetzen mit dem und gegen das Zweigeschlechtersystem ist für die Eltern ein nicht ganz einfacher Prozess, der auch immer wieder von Brüchen und Leerstellen gekennzeichnet ist. Die Emanzipation, nicht nur von Vorstellungen einer zweigeschlechtlichen Ordnung, die sich bei den Eltern etwa in dem Nachdenken über Spielzeugwahl, Ansprache oder Kleidung ausdrückt, sondern auch von den Gefühlen, die es

mit sich bringt, ein Kind zu haben, das den normativen Ansprüchen der Gesellschaft nicht genügt – nämlich Angst, Scham und Schuld –, sind Prozesse, die von den Eltern zunächst einmal bewältigt werden müssen. Bei diesem Prozess sind der Austausch und das Lernen von Anderen entscheidend. Dies liegt auch daran, dass das Thema Inter* bisher nicht institutionell verankert ist – weder in Schulplänen noch in anderen Bereichen gesellschaftlichen Lebens. Lebenswege intergeschlechtlicher Menschen sind in der aktuellen Gesellschaft grundsätzlich wenig präsent und wenn, dann wird meist ein Fokus auf die Pathologisierung- und Diskriminierungserfahrung gelegt. Weitere Facetten werden wenig thematisiert.

Die Momente der Überschreitung von Herrschaftsverhältnissen – wie Rieger-Ladich es nennt – vollziehen sich in sozialen Praxen wie der Thematisierung und dem Normalisieren von Intergeschlechtlichkeit, den Widerstandsmomenten gegenüber medizinischen Deutungen und Ansprüchen sowie in der Reflexion der Vorstellungen über Geschlechtlichkeit (im Besonderen wie im Allgemeinen) und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Konsequenzen. Diese Emanzipationsprozesse ermöglichen Eltern, mehr Sicherheit im Umgang mit ihrem intergeschlechtlichen Kind zu gewinnen und eine anerkennende Haltung gegenüber der spezifischen Geschlechtlichkeit einnehmen zu können, auch wenn Unsicherheiten, Unklarheiten und Ungewissheiten bleiben.

Literatur

- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (2013): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bundesgesetzblatt (2021): Gesetz zum Schutz von Kindern mit Varianten der Geschlechtsentwicklung. Bundesgesetzblatt 2021 (24). https://www.bmj.de/SharedDocs/Gesetzgebungsverfahren/Dokumente/Bgbl_Varianten_der_Geschlechtsentwicklung.pdf;jsessionid=04EF2C90A797A4A06A5A5A1332C5ECE6.2_cid297?__blob=publicationFile&v=3 (Stand: 10.04.2022).
- Freda, Maria Francesca et al. (2014): Suspended Sorrow: The Crisis in Understanding the Diagnosis for the Mothers of Children with A Disorder of Sex Development. In: International Journal of Sexual Health 27, 2, S. 1–13.
- Freidson, Eliot (1979): Der Ärztestand. Stuttgart: Enke.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1995): Wie Geschlechter gemacht werden. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika: Traditionen Brüche. 2. Auflage. Freiburg i. Br.: Kore, S. 201–254.
- Gough, Brendan et al. (2008): „They did not have a word“: The parental quest to locate a ‚true sex‘ for their intersex children. In: psychology & health 23, 4, S. 493–507.
- Hagemann-White, Carol (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren In: Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria (Hrsg.): FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Bielefeld: AJZ, S. 224–235.

- Jergus, Kerstin/Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (Hrsg.) (2018): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Wiesbaden: Springer VS.
- Kessler, Suzanne J./McKenna, Wendy (1978): Gender. An Ethnomethodological Approach. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Kessler, Suzanne J. (2002): Lessons from the Intersexed. Third paperback printing. New Brunswick, New Jersey: Rutgers University Press.
- Krämer, Anike (2021a): Geschlecht als Zäsur. Zum Alltagserleben von Eltern intergeschlechtlicher Kinder. Wiesbaden: Springer.
- Krämer, Anike (2021b): Die Konstruktion der medizinischen Deutungsmacht über Inter*. In: Mader, Esto/Gregor, Joris A./Saalfeld, Robin K./Hornstein, René_Rain/Müller, Paulena/Grasmeier, Marie C./Schadow, Toni (Hrsg.): Trans* und Inter* Studien – Aktuelle Forschungsbeiträge aus dem deutschsprachigen Raum. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 32–54.
- Krämer, Anike (2021c): Die (Un)Gewissheit der Zweigeschlechtlichkeit. Aushandlungen von Eltern intergeschlechtlicher Kinder. In: Dimbarth, Oliver/Pfadenauer, Michaela (Hrsg.): Gewissheit. Beiträge und Debatten zum 3. Sektionskongress der Wissenssoziologie. Weinheim: Beltz, S. 565–575.
- Le Maréchal, Kathryn (2001): Bringing up an XY Girl: Parents' Experience of Having a Child with Androgen Insensitivity Syndrom. Unveröffentlichte Dissertation. discovery.ucl.ac.uk/id/eprint/1363356/1/527646.pdf [Zugriff: 17.04.2022].
- Matthes, Joachim/Schütze, Fritz (1975): Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Hamburg: Rowohlt, S. 11–53.
- Meoded Danon, Limor/Krämer, Anike (2017): Between Concealing and Revealing Intersexed Bodies. Parental Strategies. In: Qualitative Health Research 27, 19, S. 1562–1574.
- Meoded Danon, Limor/Yanay, Niza (2016): Intersexuality: On Secret Bodies and Secrecy, Studies. In: Gender and Sexuality 17, 1, S. 57–72.
- Rieger-Ladich, Markus (2017): Emanzipation als soziale Praxis. In: Rieger-Ladich, Markus/Grabau, Christian (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: Springer, S. 334–362.
- Röhner, Charlotte (2003): Kinder zwischen Selbstsozialisation und Pädagogik. Opladen: Leske + Budrich.
- Rosenbaum, Heidi (2018): Zwischen Traditionalität und Modernität. Eltern-Kind-Beziehungen in verschiedenen sozialen Milieus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Jergus, Kerstin/Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (Hrsg.): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Wiesbaden: Springer VS, S. 47–64.
- Sozialgesetzbuch (2021): Achstes Buch Sozialgesetzbuch – Kinder- und Jugendhilfegesetz. §1. https://dejure.org/gesetze/SGB_VIII/1.html [Zugriff: 18.04.2022].
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.